

## DRITTES KAPITEL

## DIE ARBEIT

*Vorbemerkung*

Eine Analyse der Arbeit kann nicht umhin, sich mit Karl Marx kritisch auseinanderzusetzen, und ein solches Unterfangen ist heute leicht Mißverständnissen ausgesetzt. Die zeitgenössische Marx-Kritik rekrutiert sich vorwiegend aus ehemaligen Marxisten, die sich neuerdings aus Gründen, die mit Marx nichts zu tun haben, zum Anti-Marxismus bekehrt haben. Dies hat zur Folge gehabt, daß die sehr umfangreiche Marx-Literatur sich in fanatischer Zustimmung oder fanatischer Ablehnung im Wesentlichen immer noch von dem großen Vorrat an Einfällen und Einsichten, die in Marx' Werk enthalten sind, nährt, ohne doch das Zentrum dieses Werks kritisch zu erhellen. Zudem wird im Eifer des Gefechts und der Spiegelfechtereien leicht vergessen, wie viele Generationen von Autoren Marx nun bereits in Brot und Lohn gesetzt hat, so daß man gelegentlich sogar gewagt hat, Marx vorzuwerfen, er sei nie imstande gewesen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. In dieser Verlegenheit möchte ich mich auf Benjamin Constant berufen, der, als er nicht umhin konnte, Rousseau zu kritisieren, sich wie folgt äußerte: „J'éviterai certes de me joindre aux détracteurs d'un grand homme. Quand le hasard fait qu'en apparence je me rencontre avec eux sur un seul point, je suis en défiance de moi-même; et pour me consoler de paraître un instant de leur avis . . . j'ai besoin de désavouer et de flétrir, autant qu'il est en moi, ces prétendus auxiliaires!“

11 „Die Arbeit unseres Körpers und das Werk unserer Hände“<sup>2</sup>

Die hier vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Arbeit und Werk ist ungewöhnlich, auch wenn sie sich auf Locke berufen kann. Weder die in dieser Hinsicht ohnehin sehr spärlichen Quellen des Altertums und Mittelalters noch die sehr umfangreiche Literatur der Neuzeit enthalten mehr als verstreute Bemerkungen, um den Unterschied zwischen Arbeiten und Herstellen zu stützen, und diese Bemerkungen sind nicht nur ohne Einfluß auf die theoretische Überlieferung geblieben, sie haben sich nicht einmal in dem Werk

ihrer Autoren gehörig zur Geltung bringen können. Dennoch scheinen mir die Phänomene, die man zu Gunsten dieses Unterschieds vorbringen kann, in ihrer Evidenz umso überzeugender, als sie sich mit einer Hartnäckigkeit ohnegleichen durch die Jahrhunderte in unseren Sprachen niederschlagen haben. Alle europäischen Sprachen, die toten wie die lebenden, enthalten zwei etymologisch völlig eigenständige Worte, und wenn der Sprachgebrauch auch immer dazu geneigt hat, diese Worte als Synonyme zu behandeln, haben sie sich doch bis in unsere Zeit als getrennte erhalten<sup>3</sup>.

So entspricht Lockes gelegentliche Unterscheidung von „werkenden“ Händen und einem „arbeitenden Körper“ dem griechischen Unterschied zwischen dem Handwerker, dem χειροτέχνης, und denjenigen, die „mit ihrem Körper der Notdurft des Lebens dienen“<sup>4</sup>, den Sklaven und Haustieren, die körperlich arbeiten – τῷ σώματι ἐργάζεσθαι –, wobei allerdings in dieser Redewendung bereits eine gewisse Vermischung der Begriffe vorliegt, da das Griechische das Wort ἐργάζεσθαι, *werken*, und nicht das Wort ποιεῖν, *arbeiten* benutzt. Nur in einer, sprachlich aber ausschlaggebenden, Hinsicht haben antiker und moderner Sprachgebrauch der Synonymität vielfach versagt, nämlich in der Bildung entsprechender Hauptwörter. Daß man Hauptwörter wie ‚die Arbeit‘ oder ‚le travail‘ im deutschen und französischen Sprachgebrauch nicht nur für die Tätigkeit des Arbeitens, sondern auch für das Produkt des Arbeitens benutzen kann, ist verhältnismäßig neueren Datums – und hat sich z. B. im Englischen niemals durchgesetzt; ursprünglich waren diese Hauptwörter substantivierte Infinitive, und das echte Hauptwort – *Werk*, *work* oder *oeuvre* – war von den Verben *werken*, *to work* oder *ouvrer* abgeleitet, also Tätigkeitsworten, die wiederum im Deutschen und Französischen heute veraltet sind<sup>5</sup>.

Für das klassische Altertum nun scheint es nahe gelegen zu haben, diesem Unterschied wenig Beachtung zu schenken. Zwar galt die Verachtung der Arbeit ursprünglich nur den Tätigkeiten, die unmittelbar mit der Notdurft des Lebens verbunden sind und daher keine Spuren hinterlassen, kein Denkmal, kein Werk, kein Ding von Bestand; aber unter dem Druck der steigenden Ansprüche, die das Leben in der Polis an die Zeit und Kraft ihrer Bürger stellte, griff die Verachtung aller Tätigkeiten, die nicht direkt dem Politischen galten, und die politische Forderung, sich ihrer zu enthalten (σχολή), immer mehr um sich, bis sie schließlich ganz allgemein alles einschloß, was nur überhaupt eine größere körperliche Anstrengung verlangte. In der frühen Zeit vor der vollen Entwicklung der Polis hatte man nur zwischen den Sklaven – den Gefangenen (δμῶες oder δοῦλοι), die wie andere Beute Eigentum des Siegers wurden, in dessen Haushalt sie als οἰκέται oder *familiares* für des Herrn und den eigenen Lebensunterhalt „sklavische“ Arbeit tun mußten – und den Werkleuten, den δημιουργοί, unterschieden, die nicht im

Hause tätig waren, sondern beim Volk auf Arbeit gingen, also sich freizügig in der Öffentlichkeit bewegten<sup>6</sup>. Diese Handwerker, die Solon noch Söhne der Athene und des Hephaistos nennt, werden dann später zu den βάρβαροι, den Banausen; denn schon das griechische Wort hatte die Nebenbedeutung des Philiströsen und bezeichnete Leute, die nur an dem Handwerk interessiert waren und gleichgültig gegen öffentliche Angelegenheiten. Aber erst gegen Ende des fünften Jahrhunderts begann die Polis, alle Beschäftigungen nach dem Maß der für sie erforderlichen körperlichen Anstrengung zu klassifizieren, so daß Aristoteles diejenigen als die niedrigsten bezeichnet, bei denen „der Körper sich am meisten abnutzt“. So war er auch bereit, wiewohl er βάρβαροι als Bürger nicht zulassen wollte, für Hirten und Maler eine Ausnahme zu machen, aber nicht für Bauern und Bildhauer<sup>7</sup>.

Es wird sich später zeigen, daß abgesehen von der Verachtung der Arbeit die Griechen gute Gründe hatten, dem „Banausischen“ der Handwerker, bzw. der Mentalität von Homo faber zu mißtrauen. Aber dies Mißtrauen ist nur bestimmten historischen Epochen eigen, während alle griechischen Autoren – auch wenn sie gelegentlich wie Hesiod die Arbeit höher einzuschätzen scheinen<sup>8</sup> – sich darüber einig sind, daß körperliche Arbeit sklavisch ist, weil sie durch die Notdurft des Körpers erzwungen ist. Demgemäß wurden Beschäftigungen, auch wenn sie nicht direkt in physischer Arbeit bestanden, dem verachteten Stand der Arbeit gleichgestellt, sobald sie nicht um ihrer selbst willen unternommen wurden, sondern um die Lebensnotwendigkeiten herbeizuschaffen. Die Ansicht moderner Historiker, daß die Antike das Arbeiten und das Herstellen verachtete, weil nur Sklaven damit befaßt waren, ist ein Vorurteil. Das Altertum meinte umgekehrt, daß man Sklaven nötig habe, weil es notwendige Beschäftigungen gibt, die ihrer Natur nach „sklavisch“ sind, nämlich dem Leben und seiner Notdurft versklavt<sup>9</sup>. Weil man die Dinge so ansah, bedurfte die Einrichtung der Sklaverei keiner Verteidigung; sie war durch die Natur der Sache gerechtfertigt. Arbeiten hieß Sklave der Notwendigkeit sein, und dies Versklavtsein lag im Wesen des menschlichen Lebens. Da die Menschen der Notdurft des Lebens unterworfen sind, können sie nur frei werden, indem sie andere unterwerfen, und sie mit Gewalt zwingen, die Notdurft des Lebens für sie zu tragen. In die Sklaverei zu geraten war ein böseres Schicksal als der Tod, eben weil sich dadurch eine Verwandlung in der Natur des Betroffenen vollzog, in der aus einem Menschen ein Wesen wurde, das sich nicht mehr entscheidend von einem Haustier unterschied<sup>10</sup>. Änderte sich der Stand des Sklaven aber – sei es, daß er freigelassen wurde, oder daß durch einen Wandel der politischen Umstände gewisse, bis dahin rein private Betätigungen plötzlich öffentlich politische Relevanz erlangten –, so änderte sich damit auch automatisch seine „Natur“; der freigelassene Sklave legte von einem Tag zum andern seine knechtische Natur ab<sup>11</sup>.

Im Altertum war die Einrichtung der Sklaverei nicht wie später ein Mittel, sich billige Arbeit zu verschaffen oder Menschen zwecks Profit „auszubeuten“, sondern der bewußte Versuch, das Arbeiten von den Bedingungen auszuschließen, unter denen Menschen das Leben gegeben ist. Was dem menschlichen Leben mit anderen Formen tierischen Lebens gemeinsam ist, galt als nicht-menschlich. Dies ist natürlich auch der Grund, warum man annehmen konnte, die Sklaven hätten eine nicht-menschliche Natur. Aristoteles, dessen ausführlichen Erörterungen wir eine genauere Kenntnis dieser Auffassungen, die der Polis selbstverständlich waren, verdanken, hat immerhin auf dem Totenbett seine Sklaven befreit, und er hat damit nicht so inkonsequent gehandelt, wie moderne Autoren anzunehmen geneigt sind. Denn er hat natürlich nie an der Fähigkeit der Sklaven, Menschen zu sein, gezweifelt, sondern nur bestritten, daß man das Wort ‚Mensch‘ auf Wesen anwenden dürfe, die nur noch Exemplare der Gattung des Menschengeschlechts sind, weil sie der Notwendigkeit ganz und gar unterworfen sind<sup>12</sup>. Richtig an diesen Meinungen bleibt, daß im Begriff des Animal laborans – im Unterschied zu der höchst fragwürdigen Definition des Menschen als eines Animal rationale – das Animalische der Sache nach im Vordergrund steht. Bestimmt man den Menschen als ein Animal laborans, so kann er in der Tat nichts wesentlich anderes sein als ein Tier, bestenfalls die höchste der Tiergattungen, die die Erde bevölkern.

Daß die klassische Antike den Unterschied zwischen Arbeiten und Herstellen ignoriert hat, ist nicht überraschend. Die eigentlich politischen Unterscheidungen zwischen privat und öffentlich, zwischen dem Haushaltsbezirk und dem öffentlichen Bereich, den Sklaven, die Haushaltsinsassen waren, und ihrem Herrn, der sich frei auf der Agora bewegte, zwischen Tätigkeiten, die im Verborgenen geübt, und solchen, die wert waren, gesehen, gehört und erinnert zu werden, überschatteten gleichsam alle sonstigen Unterschiede, so daß, was ein Menschenleben betraf, eigentlich nur noch die Frage übrig blieb: wo hat es mehr an der ihm zugemessenen Zeit und der ihm möglichen Kraft verausgabt, im Bereich des Privaten oder des Öffentlichen? Wodurch hat es sich in seinen Tätigkeiten motivieren lassen, von der cura privati negotii oder der cura rei publicae, von der Sorge um das Private oder der für die öffentlichen Angelegenheiten<sup>13</sup>? Mit dem Aufkommen der der Philosophie eigenen politischen Theorien gingen aber selbst diese Unterscheidungen, die immerhin noch zwischen Tätigkeiten differenziert hatten, verloren, da vom Standpunkt der Kontemplation alle Tätigkeiten zu einem Tätigsein überhaupt nivelliert wurden. Damit wurde auch die bisher höchste aller Tätigkeiten, das Handeln und die es inspirierende cura rei publicae, auf das Niveau der Notwendigkeit degradiert, die ihrerseits den Generalnenner und das Kriterium für die Bewertung aller der Vita activa eigenen Tätigkeiten hergab.

Das Christentum hat dann die Grundunterscheidung der Philosophen zwischen Kontemplation und einem Tätigsein überhaupt nur übernommen, sie in vielem raffinierter ausgestaltet, vor allem aber, da Religion ja für Alle, Philosophie hingegen immer nur für die Wenigen gemeint war, ihr eine allgemeine Geltung verschafft.

Überraschend aber, jedenfalls auf den ersten Blick, ist, daß die Neuzeit, trotz der Umkehr der überlieferten Rangordnungen (die ja nicht nur das Primat der Kontemplation vor dem Handeln betraf, sondern durch die Glorifizierung der Arbeit als Quelle aller „Werte“ die Hierarchie innerhalb der Vita activa selbst auf den Kopf stellte und zum ersten Mal das Animal laborans an die Stelle des Animal rationale setzte), theoretisch nirgends zwischen Animal laborans und Homo faber, zwischen der „Arbeit unseres Körpers“ und dem „Werk unserer Hände“ einen Unterschied gesetzt hat. Statt dessen findet sich bereits in den Anfangsstadien der modernen Entwicklung die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit, die dann von der Differenzierung zwischen gelernter und ungelernter Arbeit ersetzt wurde, um schließlich von der Einteilung aller Tätigkeiten in Kopf- oder Handarbeit überspielt zu werden, da diese scheinbar die elementarste aller dieser Unterscheidungen war. Dennoch trifft den Kern der Sache nur die früheste dieser Unterscheidungen, die zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit, und es ist kein Zufall, daß die beiden größten Theoretiker auf diesem Gebiet, Adam Smith und Marx, sie ihrem Werk zugrunde gelegt haben. Denn ausschlaggebend für die neuzeitliche Rangerhöhung der Arbeit war gerade ihre „Produktivität“, und Marx' blasphemisch gemeinte Formulierung, daß die Arbeit (und nicht Gott) den Menschen erschaffen habe, oder daß die Arbeit (und nicht die Vernunft) ihn von allen anderen Tieren unterscheide, spricht nur in schockierender Radikalität aus, worüber sich die gesamte Neuzeit im Grunde einig war<sup>14</sup>.

Außerdem befanden sich Smith wie Marx in voller Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung ihrer Zeit, wenn sie unproduktive Arbeit als parasitär verachteten, als hätten sie es da mit einer Art Perversion der Arbeit zu tun, die ihren Namen nur dann verdient, wenn sie den Bestand der Welt vermehrt. Denn Marx hat sicher Adam Smith' Verachtung für das „Hausgesinde“ geteilt, die gleich „müßigen Gästen... verzehren, ohne einen Entgelt zurückzulassen“<sup>15</sup>. Nur war es eben gerade diese „müßige“ Dienerschaft gewesen – diese Insassen eines Haushalts, die οἰκέται und ‚familiales‘, welche die immer wiederkehrende Notdurft des Lebens stillen und für müheloses Konsumieren sorgen, ohne je etwas Bleibendes zu produzieren –, die alle Jahrhunderte vor der Neuzeit im Auge gehabt hatten, wenn sie Arbeit und Knechtschaft identifizierten. Was dies „müßige Hausgesinde“, das nach Adam Smith nur verzehrt und nichts schafft, in Wahrheit „produzierte“, war nicht mehr und

nicht weniger als die Freiheit ihrer Herren oder, modern gesprochen, die Bedingung der Möglichkeit ihrer „Produktivität“<sup>16</sup>.

So ist der grundsätzlichere Unterschied zwischen Arbeiten und Herstellen in der Unterscheidung zwischen unproduktiver und produktiver Arbeit eigentlich mitenthalten, wenn auch in der Form des modernen Vorurteils zu Gunsten der Arbeit und ihrer angeblichen Produktivität<sup>17</sup>. Denn es ist ja gerade das Kennzeichen der Arbeit, daß sie nichts objektiv Greifbares hinterläßt, daß das Resultat ihrer Mühe gleich wieder verzehrt wird und sie nur um ein sehr Geringes überdauert. Und dennoch ist diese Mühsal, die so gar nichts Dauerndes zustande bringt, in ihrer Vergeblichkeit von einer unüberbietbaren Dringlichkeit und ihre Aufgaben gehen allen anderen Aufgaben vor, weil von ihrer Erfüllung das Leben selbst abhängt. Angesichts der beispiellosen Steigerung der Produktivität in der modernen Gesellschaft lag es nahe, das sich immer gleich bleibende „unproduktive“ Arbeiten einfach als einen Restbestand aus der Vergangenheit abzutun und der Arbeit Qualitäten zuzuschreiben, die nur dem Herstellen zukommen, bzw. von dem Animal laborans so zu sprechen, als sei es eigentlich Homo faber. Auf dieser Verwechslung beruht nicht nur Marx' Arbeitstheorie, sondern überhaupt die Glorifizierung der Arbeit in der Neuzeit, und hinter diesen Verherrlichungen steckt die Hoffnung, die nirgends so klar zutage liegt wie gerade in dem Werk von Marx, daß es nur noch eines Schrittes bedürfe, um die Arbeit und mit ihr die Notwendigkeit ganz und gar aus dem Bereich des Menschlichen zu eliminieren<sup>18</sup>.

Zweifellos spielt die tatsächliche geschichtliche Entwicklung, in der die Arbeit aus dem Dunkel ihrer Verborgenheit in das Licht der Öffentlichkeit trat, wo sie organisiert und „aufgeteilt“<sup>19</sup> werden konnte, eine hervorragende Rolle für das Zustandekommen der modernen Arbeitstheorien. Von noch größerer Bedeutung aber ist, was schon die klassische Nationalökonomie gespürt und Marx dann eigentlich entdeckt und begrifflich formuliert hat, daß nämlich rein sachlich und ganz unabhängig von historischen Umständen dem Arbeiten in der Tat eine nur ihm eigene „Produktivität“ zukommt trotz der Flüchtigkeit seiner „Produkte“, und daß diese Arbeitsproduktivität sich sowohl im privaten wie im öffentlichen Bereich durchsetzt. Nur beruht diese „Produktivität“ nicht in den jeweiligen Ergebnissen der Arbeit selbst, sondern vielmehr in der Kraft des menschlichen Körpers, dessen Leistungsfähigkeit nicht erschöpft ist, wenn er die eigenen Lebensmittel hervorgebracht hat, sondern in dem Umstande ist, einen „Überschuß“ zu produzieren, d. h. mehr als zur „Reproduktion“ der eigenen Kraft und Arbeitskraft notwendig ist. Daher ist die Einführung des Begriffs der „Arbeitskraft“, wie schon Engels bemerkte, in der Tat Marx' wesentlichster Beitrag zur Theorie der Arbeit<sup>20</sup>; es ist der Kraftüberschuß des menschlichen Körpers, und nicht

die Arbeit selbst, worin das eigentlich „Produktive“ des Arbeitens besteht. Denn im Unterschied zu der Produktivität des Herstellens, das dem gegenständlichen Bestand der Welt dauernd neue Gegenstände hinzufügt, ist das Gegenständliche, das die Arbeitskraft produziert, nur gleichsam ein Abfallprodukt der Tätigkeit selbst, die im Wesentlichen darauf gerichtet bleibt, die Mittel ihrer eigenen Reproduktion sicherzustellen. Nur weil sich ihre Kraft hiermit nicht erschöpft, kann sie dazu benutzt werden, die Reproduktion der Lebensmittel für mehr als ein Leben sicherzustellen; aber darum bleibt sie doch immer der „Produktion des Lebens“, des eigenen oder des sie „ausbeutenden“ fremden verhaftet<sup>21</sup>. So kann die Gewalt in einer Sklavengesellschaft oder die Ausbeutung in einer kapitalistischen Gesellschaft so ausgenutzt werden, daß ein Teil der jeweils vorhandenen Gesamtsumme menschlicher Arbeitskraft hinreichend ist, das Leben aller zu reproduzieren.

Von diesem Gesichtspunkt der Gesellschaft im Ganzen, der die Sicht der gesamten Neuzeit bestimmt und seinen größten und konsequentesten Ausdruck in Marx' Werk gefunden hat, muß alles Arbeiten als „produktiv“ erscheinen, sodaß die vorherige Unterscheidung zwischen der Unproduktivität der Haus- und Gesindearbeiten, die keine Spuren hinterlassen, und der Produktion von Gegenständen, die dauerhaft genug sind, um akkumuliert zu werden, ihre Gültigkeit verliert. Dieser rein gesellschaftliche Gesichtspunkt ist, wie wir sahen, ausschließlich von dem Lebensprozeß des Menschengeschlechts bestimmt, der durch die Produktion seiner Lebensmittel sich selbst ständig erneuert und reproduziert, und für den daher alles Gegenständliche als ein „Konsumwert“ erscheint. In einer wirklich ganz und gar „gesellschaftlichen Menschheit“, deren einziges Anliegen die Aufrechterhaltung und Erneuerung des Lebensprozesses wäre – und dies ist das leider gar nicht utopische Ideal, das den Marxschen Theorien ausgesprochen oder unausgesprochen vor-schwebt<sup>22</sup> –, würde es in der Tat keinen Unterschied mehr zwischen Arbeiten und Herstellen geben. Denn alle Herstellung verwandelt sich in dem Moment in Arbeit, wenn man ihre Produkte nicht mehr als Dinge versteht, die einen weltlich gegenständlichen Bestand haben, sondern als das Resultat der lebendigen Arbeitskraft und als Funktionen des Lebensprozesses<sup>23</sup>.

Bemerkenswert ist, daß die Unterscheidungen zwischen gelernter und un-gelernter und zwischen Kopf- und Handarbeit weder in der klassischen politischen Ökonomie noch in Marx' Werk eine Rolle spielen. Vom Standpunkt der Arbeitsproduktivität sind sie in der Tat von sekundärer Bedeutung. Jede Tätigkeit bedarf einer gewissen Übung, des Reinmachens und Kochens wie das Schreiben eines Buches oder das Bauen eines Hauses. Die Unterscheidung zwischen gelernter und un-gelernter Arbeit bezieht sich also nicht auf die Tätigkeit selbst, sondern bezeichnet nur ein bestimmtes Stadium, bzw. eine bestimmte Qualität in ihrer Ausführung. Zwar hat sie durch die moderne

Arbeitsteilung eine größere Bedeutung erhalten, weil hier Beschäftigungen, die man früher nur Ungeübten und Lernenden zugeteilt hatte, zu Lebensberufen wurden; aber diese Konsequenz der Arbeitsteilung, die jede Tätigkeit in ihre winzigsten Bestandteile zerlegt, bis ein Minimum an Fertigkeit genügt, sie auszuführen, bringt es mit sich, wie Marx richtig vorausgesagt hat, die gelernte Arbeit überhaupt abzuschaffen. Was nun auf dem Arbeitsmarkt angeboten und gekauft wird, ist nicht Fertigkeit, sondern „Arbeitskraft“, also etwas, wovon jeder Mensch ungefähr gleich viel besitzt. Zudem gilt die Unterscheidung ohnehin nur für den Arbeiter, da die Vorstellung von einem „ungelernten Handwerker“ in sich selbst widersprüchlich ist und der Versuch, in diese Unterscheidung alle Werk- und Arbeitstätigkeiten unterzubringen, deutet in Wahrheit bereits an, daß der Unterschied zwischen Arbeit und Herstellen zugunsten der Arbeit eingebeutet worden ist.

Anders liegt der Fall der heute beliebteren Unterscheidung zwischen körperlicher und geistiger „Arbeit“, zwischen dem Handwerker und dem Kopf-arbeiter. Für die moderne Vorstellung ist das, was die beiden miteinander verbindet, der Arbeitsprozeß, der in dem einen Fall durch den Kopf und in dem anderen durch einen anderen Körperteil ausgeführt wird. Nun hat das „Denken“, das man hier offenbar dem Kopf zuschreibt, in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Arbeit, insofern nämlich auch das Denken ein Prozeß ist, der erst mit dem Leben selbst ein Ende nimmt und zudem eher noch „unproduktiver“ ist als die Arbeit; läßt schon das Arbeiten nichts Dauerhaftes zurück, so bleibt vom Denken, wenn ihm nicht andere Tätigkeiten nachträglich zu Hilfe kommen, um die „Gedanken“ festzulegen, überhaupt keine Spur. Will der Denkende, daß seine Gedanken in die Welt treten und in ihr manifestiert werden, so muß er bestimmte Handfertigkeiten erwerben, wie jeder andere Handwerker auch. Denken und Herstellen sind zwei voneinander ganz geschiedene Tätigkeiten, die niemals zusammenfallen; um der Welt den „Gehalt“ seiner Gedanken mitzuteilen, muß der Denkende vor allem aufhören zu denken und anfangen, sich des bereits Gedachten zu erinnern. Das Nichtgreifbare und Flüchtige wird hier, wie auch in anderen Herstellungsvorgängen, durch Erinnerung auf seine mögliche Vergegenständlichung vorbereitet, gleichsam präpariert; und so wie der Anfang des Herstellungsprozesses, in dem der Herstellende sich erst einmal das Modell des zu fertigenden Gegenstandes vergegenwärtigt, sich von den folgenden Stadien dieses Prozesses dadurch unterscheidet, daß er es noch nicht mit den für die Herstellung notwendigen Materialien zu tun hat, so ist auch die Vergegenwärtigung des Gedachten nur der noch nicht materialbelastete Beginn des Prozesses der Verdinglichung. Das Herstellen selbst bemächtigt sich dann des ihm immer notwendigen Materials, das Homo faber, der Herstellende, in einen weltlichen Gegenstand, ein Welt Ding verwandelt. Sofern



also der geistige „Arbeiter“ überhaupt ein Produkt zustandebringt, sofern sich seine Tätigkeit nicht im reinen Denken erschöpft, verdankt er diese Produktivität dem Werk seiner Hände und nicht der „Arbeit“ seines Kopfes. Er ist ein Herstellender wie andere Herstellende auch.

Da in der Berufsordnung der modernen Gesellschaft die geistige Arbeit zu den freien Berufen gehört, liegt es nahe, auf die Unterscheidung der Antike zurückzugreifen. Aber der römische Unterschied zwischen den *artes liberales* und den *artes sordidae* beruhte nicht auf dem Unterschied zwischen Geist und Körper oder auch nur zwischen Kopf und Hand; die *artes* oder τέχναι waren nicht „Künste“, sondern Fertigkeiten, und sie unterschieden sich nicht dadurch, daß für die einen ein „höherer Grad von Intelligenz“ erforderlich war, oder daß die *ars liberalis* durch den „Kopf“ geleistet wird, die *ars sordida* aber durch die Hände. Das Kriterium der Antike ist vielmehr rein politisch; die „freien Berufe“ – d. h. Berufe, die einen freien Mann nicht schänden – beruhen auf *prudencia*, die der griechischen φρόνησις entspricht, und als Urteilskraft die Kardinaltugend des Staatsmanns ausmacht, und sie dienen der *utilitas*, die durchaus nicht mit der *necessitas* zusammenfällt, sie dienen dem Nutzen der Menschen, sofern sie freie Bürger sind, nicht dem, was Freie wie Unfreie notwendigerweise benötigen, um ihr Leben zu fristen<sup>24</sup>. Unter solche freie Berufe rechneten die Römer die Architektur, die Medizin und die Landwirtschaft<sup>25</sup>. Gegen sie stehen die knechtischen Gewerbe, die nur ergriffen werden, um den Lebensunterhalt zu verdienen, wobei es gleichgültig ist, ob dies durch Schreiben oder durch Tischlern geschieht; und am schlechtesten kommen Leute weg wie „Fischhändler, Fleischer, Köche, Geflügelhändler und Fischer“, über deren „Nützlichkeit“ sich niemand im Unklaren sein konnte, die aber eben nicht nur nützlich, sondern notwendig waren<sup>26</sup>. Aber selbst diese niederen Gewerbe gelten noch nicht als sicheres Arbeiten. Es gibt noch eine dritte und unterste Berufskategorie, die dadurch gekennzeichnet ist, das die Mühsal des Arbeitens selbst (die *operae* im Unterschied zu *opus*, also das bloße Tätigsein im Unterschied zu dem fertigen Resultat der Tätigkeit) bezahlt wird; das römische Recht unterscheidet zwischen einem Arbeits- und einem Werk-Vertrag, aber der Arbeitsvertrag ist sehr selten, da Arbeiten gewöhnlich von Sklaven verrichtet wurden<sup>27</sup>.

Wir haben es also in der Unterscheidung zwischen körperlicher und geistiger „Arbeit“ mit einem typisch modernen Unterschied zu tun, dessen Ursprünge sich allerdings bis ins Mittelalter zurückverfolgen lassen<sup>28</sup>. Von ausschlaggebender Bedeutung sind zwei ganz verschiedene Umstände, die beide für die Neuzeit und nur für sie charakteristisch sind. Unter modernen Verhältnissen hatte jeder Beruf seinen Nutzen für die Gesellschaft überhaupt unter Beweis zu stellen, und da die Verherrlichung der Arbeit die Brauchbarkeit gerade rein geistiger Betätigungen in einem mehr als zweifelhaften

Lichte erscheinen ließ, ist es nur natürlich, daß die sog. Intellektuellen sehr bald keinen schenlicheren Wunsch hegten, als unter die Masse der arbeitenden Bevölkerung gerechnet zu werden. Gleichzeitig aber, und nur in scheinbarem Widerspruch zu dieser Entwicklung, stieg der Bedarf und somit auch das Prestige gewisser „geistiger“ Leistungen in dieser Gesellschaft in einem Maße, das nur mit den letzten Jahrhunderten des untergehenden römischen Reiches vergleichbar ist. Um die Bedeutung dieses steigenden Bedarfs und des ihn begleitenden steigenden Prestiges richtig einzuschätzen, sollte man sich daran erinnern, daß im Altertum gerade die für die Gesellschaft notwendigen sog. Kopfarbeiten ausschließlich von Sklaven besorgt wurden, die als Schreiber in privaten oder auch öffentlichen Diensten standen, und natürlich dementsprechend bewertet wurden. Erst die fortschreitende Bürokratisierung des Römischen Reiches und der gesellschaftliche und politische Aufstieg des kaiserlichen Haushalts bewirkten eine wesentliche Prestige-Erhöhung dieser Art Dienstleistungen<sup>29</sup>. Die neuzeitliche Intellektuellen-Klasse, deren unsere Gesellschaft immer weniger entraten kann und die sie daher in steigender Quantität produziert, hat so wenig wie ihre römischen Vorgänger etwas mit den Berufen des Handwerks gemein; sie arbeitet – und stellt nicht her –, zwar nicht mit dem „Geiste“, wohl aber mit dem Kopf, der nicht nur metaphorisch zum Körper gehört. Sie ist daher auch unfähig, das zu leisten, was noch den bescheidensten Handwerker mit dem größten Künstler verbindet, nämlich der von Menschen errichteten Welt ein neues, möglichst beständiges Ding hinzuzufügen. Diese „arbeitenden“ Intellektuellen gleichen in der Tat noch am ehesten jenem „Hausgesinde“, mit dem Adam Smith sie auf die selbe Stufe stellt<sup>30</sup>, obwohl ihre Funktion nicht in der Erhaltung des Lebensprozesses und seiner Reproduktion besteht, sondern in der Aufrechterhaltung der zahllosen bürokratischen Riesenapparaturen, welche die moderne Gesellschaft bedienen und beherrschen. Denn ihre „Produkte“ und Dienstleistungen werden wahrlich nicht weniger schnell und erbarmungslos konsumiert als die anderen Konsumgüter, die dem reißenden Verzehr des biologischen Lebensprozesses unaufhörlich zugeführt werden müssen.

## 12 Die Dinghaftigkeit der Welt

Sowohl die Verachtung der Arbeit im Altertum wie ihre Verherrlichung in der Neuzeit orientieren sich im Wesentlichen an der Haltung oder Tätigkeit eines arbeitenden Subjekts, dessen Mühsal die Alten mißtrauten und dessen Produktivität die Moderne preist. Die Subjektivität dieser Orientierung kommt am deutlichsten in der Unterscheidung zwischen leichter und schwerer Arbeit zum Ausdruck, wiewohl gerade dieser Unterschied in der

Moderne theoretisch kaum eine Rolle spielt, jedenfalls nicht bei Marx, der als der größte der modernen Arbeitstheoretiker für Erörterungen dieser Art den gegebenen Prüfstein bildet. Marx mißt vielmehr die Arbeitsproduktivität an den Erfordernissen, die der Lebensprozeß für seine Erhaltung und Reproduktion an sie stellt, bzw. an dem der menschlichen Arbeitskraft inhärenten möglichen Überschuß. Produktiv ist der Teil der Arbeit, den der Arbeiter leistet, nachdem seinen Lebenserfordernissen und denen seiner Familie Genüge getan ist. Mit anderen Worten Marx mißt die Produktivität der Arbeit an dem Lebensprozeß des Arbeiters, und orientiert sich nicht an der Qualität oder den Eigenschaften des Arbeitsproduktes selbst. Lassen wir die Frage der Produktivität beiseite, so können wir eine ganz ähnliche Einstellung im Altertum finden. Denn das höhere Prestige der Maler bei den Griechen beruhte natürlich nicht etwa darauf, daß man Gemälde im allgemeinen höher schätzte als die Werke der Bildhauer<sup>31</sup>; man war nur der Meinung, daß Malen „leichter“ ist, weniger Kraft und Zeit verbräuche. Konzentriert man sich nun, wie in der Moderne und vor allem in Marx' Werk, ausschließlich auf die Tätigkeit des Subjektes und läßt die objektiv weltlichen Eigenschaften der produzierten Dinge – ihren Ort, ihre Funktion, ihre Beständigkeit in der Welt – ganz und gar außer acht, so wird die Unterscheidung zwischen Arbeiten und Herstellen in der Tat zu einem bloßen Gradunterschied. Der Unterschied zwischen einem Brot, dessen „Lebensdauer“ in der Welt kaum mehr als einen Tag beträgt, und einem Tisch, der manchmal Generationen von Benutzern überlebt, ist zweifellos viel schlagender als der Unterschied in dem Leben der produzierenden Subjekte, also der Unterschied zwischen einem Bäcker und einem Tischler.

So erweist sich, daß die merkwürdige Diskrepanz von Sprache und Theorie, von der diese Erörterungen ausgingen, in Wahrheit auf die Diskrepanz zurückgeht, die zwischen der an der Welt orientierten, gegenständlichen Sprache, die wir alltäglich sprechen, besteht und den subjektiven Theorien, die sich ohne Beachtung der Welt um den Menschen und seine Tätigkeiten zentrieren. Es sind die Sprache selbst und die menschlichen Grunderfahrungen, denen sie entspricht, auf die wir zurückgreifen müssen, wenn wir die außerordentlich verschiedenen Wesensarten der Welt Dinge wie der Tätigkeiten, die sie hervorbringen, verstehen wollen. Orientieren wir uns also erst einmal an dem objektiv gegenständlichen Bestand der Welt, und nicht an den Tätigkeiten, welche ihn hervorbringen, so ist offenbar, daß die Herstellungs- und nicht die Arbeitsprodukte die Dauerhaftigkeit und Beständigkeit garantieren, ohne welche eine Welt schlechthin unmöglich wäre. Inmitten dieser relativ beständigen Dingwelt befinden sich die eigentlichen Konsumgüter, durch die das Leben sich am Leben erhält. Von der Notdurft des Körpers bestimmt und von seiner Mühsal erzeugt, aber ohne eigenen Bestand,

erscheinen und verschwinden diese Güter inmitten von Dingen, die nicht verbraucht, sondern gebraucht werden, an die wir uns im Gebrauch gewöhnen und die uns durch den Gebrauch vertraut werden. Aus ihnen erwächst uns die Vertrautheit der Welt, ihrer Sitten und Gebräuche, die den Umgang von Mensch und Ding wie den zwischen den Menschen regeln. Was die Verbrauchsgüter für das Leben des Menschen bedeuten, bedeuten die Gebrauchsgegenstände für seine Welt. Nur weil sie auch in dieser gegenständlichen Dingwelt überhaupt erscheinen, kommt den Verbrauchsgütern überhaupt Dinghaftigkeit zu. Und die Sprache, die ursprünglich nicht zuließ, daß die Arbeitstätigkeit sich in ein Hauptwort verfestige, deutet immerhin an, daß wir ohne das „Werk unserer Hände“ vermutlich nicht wissen würden, was ein „Ding“ überhaupt ist.

Im Unterschied zu den Verbrauchsgütern wie den Gebrauchsgegenständen kennen wir schließlich noch die Erzeugnisse des Handelns und Sprechens, die zusammen das Gewebe menschlicher Bezüge und Angelegenheiten konstituieren. An sich selbst kommt ihnen nicht nur nicht handgreifliche Dinghaftigkeit zu, sie besitzen nicht einmal die flüchtig vergängliche Festigkeit von Konsumgütern. Ihre Wirklichkeit hängt ausschließlich von der Pluralität der Menschen ab, deren ständiger Gegenwart sie bedürfen, da nur das Gesehenwerden, das Gehörtwerden und schließlich das Erinnertwerden ihnen überhaupt die schiere Existenz bezeugen können. Dennoch sind auch Handeln und Sprechen noch äußerlich wahrnehmbare Manifestationen menschlicher Existenz, die nur eine Tätigkeit kennt, welche, wiewohl sie zur äußeren Welt in mancherlei Beziehung steht, weltlich überhaupt nicht in Erscheinung zu treten braucht, die weder sichtbar noch hörbar, weder gebraucht noch verbraucht werden muß, um real zu sein, und das ist die Tätigkeit des Denkens.

Dennoch haben Handeln, Sprechen und Denken in ihren weltlichen Charakteren mehr miteinander gemein als ein jedes von ihnen mit dem Herstellen und der Arbeit. Sie sind nämlich schlechterdings „unproduktiv“, sie bringen nichts hervor, und als Tätigkeiten sind sie so flüchtig wie das Leben selbst. Um in die Welt als Dinge einzugehen, um als Taten, Tatsachen und Ereignisse oder als Gedanken, Gedankenformen und Ideen sich in der Welt anzusiedeln, müssen sie erst gesehen, gehört, erinnert und dann verwandelt, nämlich verdinglicht werden, um überhaupt Gegenstandscharakter zu gewinnen – wie ein gedichteter Vers, eine geschriebene Seite, ein gedrucktes Buch, ein Bild oder eine Skulptur, wie alle Denk- und Mahnmäler des menschlichen Geistes. Die Faktizität des gesamten Bereichs menschlicher Angelegenheiten hängt davon ab, einmal daß Menschen zugegen sind, die gesehen und gehört haben und darum erinnern werden, und zum Anderen davon, daß eine Verwandlung des Nichtgreifbaren in die Handgreiflichkeit eines Dinghaften gelingt. Ohne Erinnerung und die Verdinglichung, die aus der Er-

innerung selbst entspringt, weil die Erinnerung der Verdinglichung für ihr eigenes Erinnern bedarf (warum sie denn auch, wie die Griechen sagten, die Mutter aller Künste ist), würde das lebendig Gehandelte, das gesprochene Wort, der gedachte Gedanke spurlos verschwinden, sobald der Akt des Handelns, Sprechens oder Denkens an sein Ende gekommen ist; es würde sein, als hätte es sie nie gegeben. Die verwandelnde Vergegenständlichung ist der Preis, den das Lebendige zahlt, um nur überhaupt in der Welt bleiben zu dürfen; und der Preis ist sehr hoch, da immer ein „toter Buchstabe“ an die Stelle dessen tritt, was einen flüchtigen Augenblick lang wirklich „lebendiger Geist“ war. Tat, Wort und Gedanken bedürfen, um sich in der Welt anzusiedeln, immer einer ganz anderen Tätigkeit, als die war, die sie hervor gebracht hat. Die Dinghaftigkeit, die innerhalb der Welt allein Wirklichkeit und Dauer garantiert, kann ihnen nur dieselbe „Werkstätigkeit“ verleihen, welcher auch die anderen Dinge ihre weltliche Existenz verdanken.

Wirklichkeit und Verlässlichkeit der Welt beruhen darauf, daß die uns umgebenden Dinge eine größere Dauerhaftigkeit haben als die Tätigkeit, die sie hervorbrachte, und daß diese Dauerhaftigkeit sogar das Leben ihrer Erzeuger überdauern kann. Sofern menschliches Leben weltlich und weltbildend ist, hat es sich auf einen Prozeß ständiger Verdinglichung eingelassen. Und der Grad der Weltlichkeit der erzeugten Dinge, die in ihrer Gesamtheit das Gebilde von Menschenhand darstellen, kann nur an den längeren oder kürzeren Zeitspannen gemessen werden, durch die hindurch die Welt Dinge das tätig bewegte, aufsteigende und wieder verschwindende Leben sterblicher Menschen überdauern.

### 13 Die Arbeit und das Leben

Unter allen Gegenständen, die wir in der Welt vorfinden und die uns umgeben, besitzen die Konsumgüter den geringsten Grad an Beständigkeit, sie überdauern kaum den Augenblick ihrer Fertigstellung. Gerade diese, wie Locke meinte, „guten Dinge“, die für das Leben des Menschen so unbezweifelhaft „nutzbringend“ sind, daß sie seine eigentlichen Lebensnotwendigkeiten darstellen, „sind gemeinhin von so geringer Dauerhaftigkeit, daß sie ganz von selbst verderben und umkommen, wenn sie nicht durch Verbrauch verzehrt werden“<sup>32</sup>. Nach kurzem Aufenthalt in der Welt kehren sie in den Schoß der Natur zurück, die sie hervorgebracht hat, sei es, daß der Prozeß des menschlichen Lebewesens sie verzehrt hat oder daß sie ohne dieses Zwischenstadium in das Wesen und Verwesen der Natur zurückfallen. In der ihnen von Menschen verliehenen Gestalt jedenfalls, durch die sie in der vom Menschen hergestellten Dingwelt für einen kurzen Augenblick er-

scheinen, als gehörten auch sie dazu, verschwinden sie schneller als irgend ein anderes Ding. Weltlich gesehen sind sie die unweltlichsten der Welt-dinge, und gerade darum auch die natürlichsten aller Dinge, die der Mensch hervorbringt. Sie brauchen nicht eigentlich erzeugt, sondern nur zubereitet und präpariert zu werden, und als solche Natur in der Welt kommen und gehen sie im Einklang mit der immer wiederkehrenden, kreisenden Bewegung des Natürlichen. Kreisend wie die Natur sind auch die Vorgänge des lebenden Organismus und des menschlichen Körpers, so lange nämlich als er dem Prozeß standhalten kann, der ihn durchdringt und zugleich aufreibt und am Leben erhält. Das Leben ist ein Vorgang, der überall das Beständige aufbraucht, es abträgt und verschwinden läßt, bis schließlich tote Materie, das Abfallprodukt einzelner, kleiner, kreisender Lebensprozesse, zurückfindet in den alles umfassenden ungeheuren Kreislauf der Natur selbst, die Anfang und Ende nicht kennt und in der alle natürlichen Dinge schwingen in unwandelbarer, todloser Wiederkehr.

Die Natur und die Kreislaufbewegung, in die sie alle lebendigen Dinge hineinzwingt, wissen nichts von Geburt und Tod im menschlichen Verstande. Denn das Geborenwerden und das Sterben von Menschen sind nicht einfach natürliche Vorgänge, sondern können nur mit Bezug auf eine Welt verstanden werden, in die Einzelne – einmalig, unverwechselbar und unwiederholbar – hineingeboren werden und aus der heraus sie sterben. Geburt und Tod setzen die Welt voraus, nämlich etwas, das nicht in stetiger Bewegung ist, etwas, dessen Dauerhaftigkeit und relative Beständigkeit Ankunft und Aufbruch ermöglichen, das also jeweils schon da war und nach jedem jeweiligen Verschwinden fortbestehen wird. Gäbe es die Welt nicht, in die hinein die Menschen geboren werden und aus der heraus sie sterben, so gliehe menschliches Dasein in der Tat der „ewigen Wiederkehr“, es wäre das todlose Immersein des Menschengeschlechts wie jeder anderen Gattung tierischen Lebens. Jede Lebensphilosophie wird mit Nietzsche dazu kommen müssen, die „ewige Wiederkehr“ als das höchste Seinsprinzip zu etablieren; tut sie es nicht, so weiß sie nicht, wovon sie redet.

Etwas ganz anderes aber meint das Wort „Leben“, wenn es, auf die Welt bezogen, die Zeitspanne anzeigt, die zwischen Geburt und Tod in der Welt verbracht wird. Dies Leben ist durch Anfang und Ende begrenzt, es vollzieht sich zwischen zwei Grundereignissen, seinem Erscheinen in der Welt und seinem Verschwinden aus ihr, und folgt einer eindeutig gradlinig bestimmten Bewegung, wiewohl diese lineare Bewegung ihrerseits noch einmal von der Triebkraft des biologischen Lebensprozesses gespeist wird, dessen Bewegung im Kreise verläuft. Das Hauptmerkmal des menschlichen Lebens, dessen Erscheinen und Verschwinden weltliche Ereignisse sind, besteht darin, daß es selbst aus Ereignissen sich gleichsam zusammensetzt, die



am Ende als eine Geschichte erzählt werden können, die Lebensgeschichte, die jedem menschlichen Leben zukommt und die, wenn sie aufgezeichnet, also in eine Bio-graphie verdinglicht wird, als ein Welt Ding weiter bestehen kann. Von diesem Leben, von dem βίος zum Unterschied von ζωή, hat Aristoteles gemeint, daß es „eine προᾶξις ist“<sup>35</sup>. Denn Handeln und Sprechen, deren enges Aufeinanderbezogenheit in der griechischen Auffassung von Politik wir bereits erwähnten, sind tatsächlich die beiden Tätigkeiten, die am Ende immer eine Geschichte ergeben, d. h. einen Vorgang, der, wie zufällig und von ungefähr in seinen Einzelereignissen und Ursachen er auch immer sich ausnehmen mag, doch schließlich genug Kohärenz aufweist, um erzählt werden zu können.

Wie Geburt und Tod nicht natürliche, sondern weltliche Ereignisse sind, so manifestiert sich die kreisende Bewegung der Natur auch nur in der Menschenwelt als Wachstum und Verfall. Auch sie haben genau genommen keinen Platz in dem unaufhörlichen, unermüdbaren Kreislauf, dessen Schwingen den Haushalt der Natur kennzeichnet. Erst wenn Naturvorgänge in die Menschenwelt eintreten, kann man sie sinnvoll als Wachstum und Verfall charakterisieren. Erst wenn wir Naturdinge – einen Baum, einen Hund – als einzelne Wesen betrachten und sie damit bereits aus ihrem „natürlichen“ Umkreis gelöst und in unsere „künstliche“ Welt versetzt haben, beginnen sie zu wachsen und zu vergehen. Manifestiert sich das Natürliche im Menschen durch die kreisförmige Bewegung der Körperfunktionen, so manifestiert sich Natur in der von Menschen gemachten Welt als ständige Bedrohung, die Welt zu überwuchern und ihren Dingbestand in den Verfall zu reißen. Was der biologische Körperprozeß und der weltliche Prozeß von Wachstum und Verfall miteinander gemein haben, ist, daß beide Teile des Kreislaufs der Natur sind und in folgedessen in unendlicher Wiederholung auftreten. Menschliche Tätigkeiten, die der Notwendigkeit entspringen, diesen natürlichen Prozessen zu widerstehen, sind daher selbst in den Kreislauf der Natur gebunden; sie können weder Anfang noch Ende haben. Im Gegensatz zum Herstellen, das zu Ende ist, wenn der Gegenstand die ihm angemessene Gestalt erhalten hat und nun als fertiges Ding der vorhandenen Dingwelt eingefügt werden kann, ist das Arbeiten niemals „fertig“, sondern dreht sich in unendlicher Wiederholung in dem immer wiederkehrenden Kreise, den der biologische Lebensprozeß ihm vorschreibt und dessen „Mühe und Plage“ erst mit dem Tod des jeweiligen Organismus ein Ende findet<sup>34</sup>.

Wenn Marx die Arbeit als „einen Prozeß zwischen Mensch und Natur“ definiert, „worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert“, sodaß sein Produkt „ein durch Formveränderung menschlichen Bedürfnissen angeeigneter Naturstoff“ ist,

so ist die biologisch-physiologische Gebundenheit dieser Tätigkeit ebenso deutlich, wie daß Arbeiten und Konsumieren nur zwei verschiedene Formen oder Stadien in dem Kreislauf des biologischen Lebensprozesses sind<sup>35</sup>. Dieser Kreislauf erhält sich, indem er verzehrt, und was die Mittel dieser Konsumtion bereitstellt, heißt Arbeit<sup>36</sup>. Kaum sind sie präpariert, müssen die Produkte der Arbeit auch schon wieder dem menschlichen Lebensprozeß zugeführt werden, und diese den Lebensprozeß regenerierende Konsumtion produziert, oder besser, „reproduziert“ ihrerseits neue „Arbeitskraft“, die der Körper für seine weitere Erhaltung benötigt<sup>37</sup>. Vom Standpunkt der Lebensnotwendigkeiten – der „necessity of subsisting“, wie Locke es nannte – gesehen, folgen Arbeiten und Konsumieren so schnell aufeinander, daß sie kaum noch als zwei getrennte Tätigkeiten auftreten, sondern wie eine einzige Bewegung erscheinen, die, kaum beendet, schon wieder von vorn beginnt. Die Lebensnotwendigkeit beherrscht die Arbeit wie den Verzehr, und wenn die Arbeit das, was die Natur darbietet, pflückt und „sammelt“, sich körperlich „mit ihm vermischt“<sup>38</sup> oder auch es präpariert und dann sich „mit ihrem Gegenstand verbindet“<sup>39</sup>, so tut sie „durch eigene Tat“ dasselbe, was der Körper noch intensiver tut, wenn er die Nahrung sich einverleibt. Das Arbeiten ist wie das Konsumieren primär ein verzehrender Prozeß, in dem Materie nicht verwandelt, sondern zerstört wird, und die Gestalt, die die Arbeit ihrem „Material“ aufprägt, ist nur die Präparierung für die bevorstehende Vernichtung.

Ihren destruktiv-verzehrenden Aspekt zeigt die Arbeit natürlich nur, wenn sie vom Standpunkt der Welt und im Gegensatz zum Herstellen betrachtet wird, das nicht Materie für eine Einverleibung präpariert, sondern sie in Material verwandelt, um sie zu bearbeiten und zu einem Gegenstand zu gestalten. Vom Standpunkt des Natürlichen und des Haushalts der Natur betrachtet, ist umgekehrt gerade das Herstellen destruktiv und nicht das Arbeiten, da nur der Herstellungsprozeß die von ihm benötigte Materie der Natur für immer entwendet, sie ihrer beraubt, während die Arbeit sich zwar von den „guten Dingen“ der Erde nährt, sie ihr aber auf dem Wege des Stoffwechsels des menschlichen Körpers auch immer wieder zurückgibt.

Nicht ganz so vordringlich, aber nicht weniger eng in den Kreislauf der Natur gebunden, stellt sich die zweite Aufgabe der Arbeit, die in dem niemals endenden Kampf mit den Wachstums- und Verfallsprozessen besteht, durch die die Natur dauernd in die von Menschen erstellte Welt eindringt und ihre Beständigkeit und Tauglichkeit für menschliche Zwecke bedroht. Nicht nur die Erhaltung des Körpers, sondern auch die Erhaltung der Welt erfordert die mühevollen, eintönigen Verrichtungen täglich sich wiederholender Arbeiten. Obwohl dieser Arbeitskampf (im Unterschied zu dem Automatis-



mus von Verrichtungen, die unmittelbar von den Bedürfnissen des Körpers erzwungen sind) vielleicht noch „unproduktiver“ ist als der einfache Stoffwechsel des Menschen mit der Natur, steht er doch in einem erheblich engeren Bezug zu der Welt, deren Bestand er gegen die Natur verteidigt. Von ihm hören wir oft in Sagen und Mythen als von wunderbar heldenhaften Taten, wie etwa in den Geschichten von Herakles, zu dessen zwölf „Arbeiten“ bekanntlich auch die Reinigung des Augiasstalls gehörte. Auch der mittelalterliche Gebrauch des Wortes Arbeit – *arebeit, travail* etc. – läßt oft heroische Kraft und großen Mut erfordernde Leistungen anklingen. Von solchen Heldentaten ist allerdings faktisch in dem täglichen Kleinkampf, den der menschliche Körper um die Erhaltung und Reinhaltung der Welt zu führen hat, wenig zu spüren; die Ausdauer, deren es bedarf, um jeden Tag von neuem aufzuräumen, was der gestrige Tag in Unordnung gebracht hat, ist nicht Mut, und es ist nicht Gefahr, was diese Anstrengung so mühevoll macht, sondern ihre endlose Wiederholung. Die „Arbeiten“ des Herkules haben mit allen Heldentaten gemein, daß sie einmalig sind; leider hat nur der Augiasstall die wunderbare Eigenschaft, sauber zu bleiben, wenn er einmal gesäubert ist.

#### 14 Die Fruchtbarkeit der Arbeit im Unterschied zu ihrer vermeintlichen „Produktivität“

Der plötzliche glänzende Aufstieg der Arbeit von der untersten und verachteten Stufe zum Rang der höchstgeschätzten aller Tätigkeiten begann theoretisch damit, daß Locke entdeckte, daß sie die Quelle des Eigentums sei. Der nächste entscheidende Schritt war getan, als Adam Smith in ihr die Quelle des Reichtums ermittelte; und auf den Höhepunkt kam sie in Marx' „System der Arbeit“<sup>40</sup>, wo sie zur Quelle aller Produktivität und zum Ausdruck der Menschlichkeit des Menschen selbst wird. Dabei war von diesen drei nur Marx wirklich an der Arbeit als solcher interessiert; Locke ging es um die Einrichtung des Privateigentums als der Grundlage der Gesellschaft, und Smith' wirkliches Anliegen war die ungehemmte Entfaltung der gesellschaftlichen Kapitals- und Reichtumsakkumulation. In einem aber waren sie sich alle einig, wenn auch erst Marx diesem Punkt in seiner Bedeutung voll herausstellt, nämlich daß die Arbeit die produktivste, die eigentlich weltbildende Fähigkeit des Menschen darstelle. Da nun Arbeit in Wahrheit die natürlichste und somit die wenigst weltliche aller menschlichen Tätigkeiten ist, gerieten sie alle, aber Marx am offenkundigsten, in bestimmte Widersprüche, die in der Natur der Sache liegen. Die einfachste Lösung dieser Widersprüche, bzw. der offensichtlichste Grund, warum diese großen

Theoretiker ihrer nicht gewahr wurden, liegt in der Identifizierung von Herstellen mit Arbeiten, bzw. darin, daß sie der Arbeit bestimmte Fähigkeiten zusprachen, die nur das Herstellen besitzt. Solche der Sache selbst widersprechenden Gleichsetzungen müssen natürlich gerade dann zu Absurditäten führen, wenn der Autor sich an die phänomenale Evidenz hält und nicht, wie zweit- und drittklassige Schriftsteller, versucht, sie einer Theorie zuliebe umzufälschen. Aber erst wenn die phänomenale Evidenz, die zu der Widersprüchlichkeit geführt hat, vergessen ist und die Begriffe im Nichtssagenden erstarrt sind, können die Absurditäten so eklatant werden wie in dem folgenden Satz von Veblen: Die bleibende Evidenz produktiver Arbeit ist ihr materielles Produkt – gemeinhin ein Konsumartikel<sup>41</sup> (von mir gesperrt). Hier entpuppt sich der Charakter des Bleibenden, mit dem der Satz beginnt, um die Produktivität der Arbeit zu unterstreichen, bereits nach wenigen Worten am Satzende als etwas, was eben gerade nicht zum Bleiben, sondern zum Verzehrt- und Verbrauchtwerden bestimmt ist.

Nicht so eklatant, aber im Prinzip nicht viel anders liegen die Dinge bei Locke. Um die Arbeit davor zu retten, nichts Besseres zustande zu bringen als „things of short duration“, muß er in seine Erörterungen „etwas Dauerhaftes, das man aufbewahren kann, ohne daß es verdirbt“, einführen, und so erscheint denn das Geld wie ein Deus ex machina, ohne den in der Tat der arbeitende, dem Lebensprozeß untertane Körper niemals die Quelle eines so Beständigen und Dauerhaften werden könnte, wie es das Eigentum bei Locke erfordert, da es aus der Anhäufung haltbarer Gegenstände erklärt wird. Wie Locke selbst ausführt, kann der reine Arbeitsprozeß solche haltbaren Dinge gerade niemals erzeugen. Woran er denkt, ist natürlich das, was Marx später in der Mehrwert-Theorie als den natürlichen Überschuß der Arbeitskraft entwickelt hat. Nur verstand Locke im Unterschied zu Marx, daß ein Kraftüberschuß des Arbeitenden die Arbeit selbst noch um nichts produktiver macht; die Arbeitsprodukte, durch deren Anhäufung es zur Eigentumbildung überhaupt erst kommt, werden dadurch nicht dauerhafter, daß mehr von ihnen erzeugt sind, als der Arbeiter verzehren kann. Diese Stabilität können sie erst gewinnen, wenn sie in Geld umgetauscht sind; aber das Wesen des Geldes ist aus dem reinen Arbeitsprozeß niemals ableitbar.

Selbst Marx, der den Menschen nun wirklich als ein Animal laborans, ein arbeitendes Lebewesen bestimmte, hat vor der schlagenden Evidenz der Phänomene zugeben müssen, daß Arbeitsproduktivität genau genommen erst mit „Vergegenständlichung“ anfängt, nämlich mit „der Erzeugung einer gegenständlichen Welt“<sup>42</sup>, und daß umgekehrt keine Arbeitsleistung das arbeitende Lebewesen davon befreien kann, mit dem Arbeiten gleich wieder von vorn anfangen zu müssen. Daher ist die Arbeit für Marx auch immer